

Prolog

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?“
„Wären’s Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt.“
J.W. von Goethe, Zahme Xenien

Der Beginn

September 2009. Ich betrete zum ersten Mal die Turnhalle des Kindergartens, in dem ich das musiktherapeutische Projekt *Durch Musik zur Sprache* durchführe. Meine blaue Kiste, gefüllt mit Materialien aus der musikalischen Früherziehung, trage ich unter dem Arm, die Gitarre auf dem Rücken. Ich lege die verschiedenfarbigen Sitzteppiche auf den Boden, der übliche Sitzkreis entsteht. Vorbereitet habe ich meine seit zehn Jahren erprobten Spiele für die erste Stunde, die sich in den über siebenzig Gruppen, die ich in der musikalischen Früherziehung für eine Kreismusikschule geleitet habe, sehr gut bewährt haben.

Dann betreten die Kinder den Raum: Mercil, Emil, Ashraf, Patrick und Maja. *Betreten* ist eigentlich nicht das treffende Wort dafür, wie sie in den Raum kommen. Sie rennen, schubsen sich, rammen sich gegen die aufgestellte Turnmatte, sie kreischen, heulen und brüllen, es ist ein archaisches Durcheinander. Ich stehe erst einmal da und staune. So kenne ich das nicht. *Normalerweise* setzen sich die Kinder in der ersten Stunde sofort auf die offensichtlich dafür bereitliegenden Sitzteppiche, spätestens dann, wenn ich sie dazu auffordere. In der Regel folgt ein etwas scheues Abwarten, eine schüchterne Erwartung dessen, was auf sie zukommt. Hier scheinen mich die Kinder gar nicht zu bemerken.

Nur mit einigem Nachdruck und deutlich erhobener Stimme gelingt es mir, die Kinder im Sitzkreis zu versammeln.

Im Protokollbogen des Projekts hatte ich unter Punkt 2 (Vorüberlegungen zur Stunde) vermerkt: *Kinder kennenlernen, Bedürfnisse erspüren, Fokus: Sprache?, Beziehungsaufbau, Gruppendynamik, Formen geben und Formen weiten.*

Ich beginne mit dem Begrüßungslied ‚Sternenfänger‘, das klar und einfach strukturiert ist, viele Bewegungen und Varianten zulässt und durch eigene Modifikation einige humorvolle Elemente enthält. *Normalerweise* gefällt dieses Lied allen Kindern im Vorschulalter, und sie wünschen es sich üblicherweise eine ganze Zeit lang. Hier jedoch brechen die Kinder in raschem Wechsel immer wieder aus dem Kreis aus und werfen sich gegen die Turnmatte oder rennen kreischend im Raum herum. Die Jungen rufen dabei: „ICH BIN SUPERMAAANNNN!!!“ und führen dabei Schlag- und Trittbewegungen aus, die an Kampfsport denken lassen. Maja schreit die meiste Zeit. Mir fällt nichts anderes ein, als das Lied abubrechen. Auch die anderen Spiele erleiden das gleiche Schicksal, an keiner Stelle der Stunde habe ich das Gefühl, einen Punkt innerer Ruhe, geschweige denn äußerer Ordnung zu erreichen. Die Jungen äußern permanent den Wunsch, Fußball spielen zu wollen, Maja echot höhnisch-verachtend meine Versuche, ein Spiel fortzuführen, Zeinab sitzt still und äußert sich gar nicht. An *Formen geben und Formen weiten* ist nicht mehr zu denken. Statt *Beziehungsaufbau* droht der Abbruch des Kontakts.

Die Sprache der Kinder erscheint mir nur an den Stellen ihren inneren Bewegungen zu entsprechen, an denen sie drastisch ist: im Schimpfen, Meckern, Fluchen, Höhnen, überbordenden Lachen. Oder im Schweigen wie bei Zeinab.

Später notiere ich im Protokollbogen unter dem Punkt ‚nachträgliche Gedanken‘: *Ich fühle mich nicht ernst genommen. Vielerlei Aggressionen entstehen, was mir auf den ersten Blick ein üblicher Kreislauf im Leben der Kinder zu sein scheint. Aber auch ich spüre immer wieder intensiv Gefühle von Wut und Ohnmacht in mir aufsteigen. Die Gefahr des Abbruchs hängt über der ganzen Stunde. Es ist für mich eine sehr anstrengende, da ambivalente Situation. Einerseits habe ich das Gefühl, die Kinder für mich gewinnen zu müssen und das auch zu wollen, andererseits nehme ich ihre starke Abwehr gegen meine Bemühungen wahr.*

An einer Stelle habe ich den Eindruck, dass etwas gelingt. Ich setze mir eine rote Clown-Nase auf und spiele einen ‚Narren‘ (vgl. 7.3). Als mir die Clown-Nase nach ein paar lustigen Situationen mitten im Spiel von einem Kind abgenommen wird, beginnt eine erste Selbstorganisation in der Gruppe. Es entsteht der allgemeine Wunsch, dass ich — weiterhin in der Rolle des Clowns, nun abwartend — die Nase wiederbekomme, damit das Spiel weitergehen kann. Rasch aber entwickelt sich daraus ein Kampf um die rote Nase, der ein Weiterspielen unmöglich macht.

Ein inneres Thema der Kinder könnte wohl sein, das Bedürfnis nach Führung zu haben, andererseits aber tun und lassen zu wollen, wonach ihnen der Sinn steht. Ich denke über die inneren Selbstobjekte der Kinder nach. Was könnte ihnen in ihrem Leben etwas bedeuten? An welchen Orten erleben sie sich als posi-

tiv? Gibt es eine Art Ordnung im Inneren der Kinder? Und wie sieht diese Ordnung wohl aus?

In den nächsten Wochen zeichnet sich kaum eine Veränderung der Situation ab. Weiter habe ich das Gefühl, mich in den Stunden irgendwie durchzukämpfen. Immer wieder kommt mir das Geschehen *gefährlich* vor, und über den Stunden schwebt die diffuse Sorge, das Ganze abbrechen zu müssen. Ich fühle mich selbst durch das Geschehen *bedroht* und bleibe ob des Erlebten rat- und verständnislos zurück.

Der Wendepunkt

Nach wenigen Monaten spreche ich in der begleitenden Supervision davon, die beiden Gruppen à fünf Kinder „abzubrechen“, so „erschöpfend“ würden sie sich in mir ausbreiten. Dabei habe ich die Kinder nur einmal in der Woche erlebt, so wie es in den Gruppen musikalischer Früherziehung auch der Fall ist, von denen ich parallel fünfzehn ohne nennenswerte Schwierigkeiten durchführen würde. „Ah“, meint daraufhin die Supervisorin, „ich könnte mir vorstellen, dass genau das den Kindern schon öfters passiert ist.“ „Wie meinen Sie das?“, frage ich, gänzlich verstrickt in die Situation.

„Vielleicht, dass die Kinder aufgegeben worden sind?“

Nur langsam macht meine Verstrickung Platz für die leise Ahnung, dass es so sein könnte – und, dass ich mir meiner Gegenübertragung auf die Bedrohungssituation der Kinder nicht recht bewusst bin. Ich habe mir selbst bis zu diesem Zeitpunkt verheimlichen wollen, was für sie unter der Voraussetzung von Migrations- bzw. Fluchterfahrungen unterschiedlichster Art, von Armut bedroht oder in ihr lebend, von Erfahrungen fa-

miliärer Gewalt, Trennung und sexuellem Missbrauch, **Aufwachsen bedeutet.**

Diesem vagen Gewähr-Werden meiner blinden Flecken folgt unvermittelt die Erkenntnis: „Nein. Ich will diese Kinder nicht aufgeben.“

Woher dieser Impuls kam, ist mir bis heute nicht zugänglich. Die Kinder aber sind mir seitdem sehr wohl zugänglicher geworden und ich ihnen hoffentlich auch. Seit meinem Entschluss vor nunmehr elf Jahren, sie nicht aufzugeben, konnte ich die Kinder anders annehmen und ihnen gegenüber eine Haltung entwickeln, die sie ihrerseits wiederum besser annehmen konnten. In diesem Prozess tauchte stetig wiederkehrend das innere Bild eines *guten Königs* auf. Er ist über die Jahre eine doppelte Figur in meiner Arbeit mit den Kindern geworden und hat folgende Frage entstehen lassen:

*Was brauchen die Kinder von mir als ‚gutem König‘, um selbst ein solcher werden zu können?*¹

In den letzten Jahren habe ich versucht, den Kindern jenseits ihrer inneren und äußeren Bedrohungssituationen die Möglichkeit anzubieten, einen *guten König* in sich selbst zu etablieren und damit ein Stück *innere Heimat* (wieder)-zu-finden – und in diesem Sinne ist auch der Titel meiner Arbeit zu verstehen. Wie sich dieser Prozess gestaltet hat oder gestalten lässt und ob er überhaupt geglückt ist, versucht diese Untersuchung zu klären.

1 Die weibliche Form der Königin sei hier und im Folgenden stets auch gemeint.